

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338868](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338868)

mille am Krankenbett und in seinem Laboratorium untersucht; er schreibt: „Heute bin ich ein begeisterter Anhänger des Kamillentees; alle Fingerwunden, Panaritien (Umlauf), Unterschenkelgeschwüre werden mit Kamillenbädern und Kamillenumschlägen behandelt; die Abnahme der Eiterung und die Vernarbung geht schneller vor sich.“ Bei Eingeweidekrämpfen und Koliken und Blähungen kombiniert man die Kamille am besten mit Pfefferminz und Anserine. Für Nervöse und Erregte ist der Kamillentee ein wohlthuender Beruhigungstee. In der Kleinkinderstube ist die Kamille eine jederzeit helfende Wohltäterin bei Leibkrämpfen und Bauchweh der kleinen Erdenbürger. Zum Spülen wird der Kamillentee bei eiterigen Entzündungen der Ohren und der Nase mit bestem Erfolg verwendet. Wir verstehen nun, warum die Kamille als ein heiliges Kraut im Volke verehrt wird.

Schließlich wird jede deutsche Hausmutter, die doch meist die Hüterin und Verwalterin der Hausapotheke ist, für ihre Lieben immer einen Schwitztee bereit halten, Holunder- und Lindenblütentee: Der Holunderbaum gehört zu den heiligen Bäumen; in ihm wohnt Frau Holle oder Holder; die alten Preußen verehrten diesen Baum als heilig und verletzten ihn nicht. Der aus den Blättern bereitete Tee, vermischt mit Lindenblüten und Wollkraut, ist der beste schweißtreibende Tee. Wenn also die böse Grippe ihren Glendfuß auch auf deine Schwelle setzt, liebe Mutter und Hausfrau, dann ist der wirkungsvollste Abwehrer dieser Tee. Die Blätter schwemmen zugleich auch den Harn ab; die Beeren reinigen das Blut, sie geben ein gesundes und gutes Mus; und wer einmal während einer fieberhaften Krankheit die Wohltat des kühlenden und heilenden Holundersaftes an sich erfahren hat, der hält immer ein paar

Flaschen dieses billigen Getränkes für kranke Tage bereit.

Ich habe dich eingeladen, lieber Leser, mit mir einen kleinen Rundgang durch die Kräuterapotheke der gütigen Allmutter Natur zu wagen; du wirst es wohl kaum bereut haben; es duftete darin und blühte; ein dankbares Gefühl gegen den Schöpfer stieg wie stärkender Friede auf in deiner Seele. Nun wirst du gewiß auf deinen Wanderungen auf die lieben Freunde achten; sie sind ja nicht nur voll von Kraft und liebevolle Helfer in kranken Tagen, sie sind ja schön und ebenmäßig wie nur irgend ein Geschöpf aus der Hand Gottes; betrachte dir den Augentrost genau, das Tausendguldenkraut, den stolzen Enzian! In der innigen Zwiesprache mit den blühenden und duftenden Kräutern wirst du Ruhe in dein Herz einziehen fühlen und ein festes Vertrauen zu der gotterfüllten, schenkenden Natur, der kraftspendenden Helferin: hier sprudelt eine Quelle der Erholung in diesem hastenden Daseinskampf. Halte deinen Glauben an die Kraft und Wirkung der Heilkräuter fest und treu und behüte ihn wie ein teures Kleinod; gegen viele Leiden, welche die Menschheit peinigen, wächst irgendwo in Gottes Garten, vielleicht an einem versteckten Plätzchen, ein Kräutlein. Dieser Glaube darf aber nicht zu einem sturen Kräuterfanatismus werden: Gegen Krebs ist kein Kraut gewachsen, und bei schwerer Tuberkulose hilft nicht ein Tee allein; Notzustände fordern zudem Notmaßnahmen: Bei plötzlich aussetzender Herzkraft muß man schon mit einem starken Herzmittel kommen, gegen jahrelange Schlaslosigkeit kann man nicht mit Hopfen-Baldriantee allein ankämpfen. Bei akuter Blinddarmentzündung ist das Messer des erfahrenen Chirurgen am Platze, und für den von wahnsinnigen Schmerzen Geplagten ist Morphium eine Wohltat. Das wirst du wohl einsehen, lieber Leser.



## Hauslegen

Brech' der lustige Sonnenschein  
Mit der Tür euch ins Haus hinein,  
Daß alle Stuben so frühlingshelle;  
Ein Engel auf des Hauses Schwelle  
Mit seinem Glanze säume  
Hof, Garten, Feld und Bäume,  
Und geht die Sonne abends aus,  
Führ' er die Müden mild nach Haus!

Josef Freiherr von Eichendorff

# Wann Papa zur Dohln geht

von Daniela Levin

„Papa, der Lehrer hat mich gehauen, huhu-huuu . . .“

Paul Gartmann, der eben von der Arbeit heimgekommen war, sprang auf. Was? Seinen Jungen hatte der Lehrer verprügelt? Da sollte doch gleich ein Donnerwetter dreinschlagen. Gut, daß er morgen Mittagschicht hatte, da konnte er früh mit dem Jungen zur Schule gehen und diesem Lämmel von Lehrer einmal ordentlich den Marsch blasen.

„Was hast du denn gemacht?“ fragte er aber doch zur Vorsicht seinen heulenden Sprößling.

„Nix, Papa, gar nix. Hussels Jupp hat auch gesagt, ich sollte mir dat nich gefallen lassen, huhuhuuu . . .“

Paul Gartmann war in einer Stimmung, nicht zum sagen. Diese Lehrer! Diese Nichtstuer! Ein Leben hatten die, zum Hochgehen war das. Und wenn sie einen Piek auf ein Kind hatten, dann wehe dem. Aber er wollte es dem Lehrer morgen früh schon zeigen, daß er der Vater von seinem Jungen war.

Am kommenden Morgen marschierten einträchtig Papa und sein Willi zur Schule. Paul Gartmann war es eigentlich jetzt schon nicht mehr so ganz geheuer. Seine Frau meinte, der Willi sei bestimmt kein Engel und wenn der Lehrer den verhauen hätte, so sollte dafür schon ein Grund vorhanden gewesen sein. Und seine Frau mußte das eigentlich wissen, denn sie ging ja den ganzen lieben Tag mit den Puten um.

Als er nun mit seinem Willi vor dem Lehrer stand, machte er doch nicht den „Krach“, den er sich vorgenommen hatte, zu machen.

„Guten Tag, Herr Lehrer!“

„Guten Tag! — Nun, Herr Gartmann, was führt Sie denn zur Schule?“

Der Lehrer fragte freundlich, aber ein wenig erstaunt. Blißschnell ging es ihm durch den Kopf, daß der Besuch mit dem verholten Hosensboden des Willi Gartmann zusammenhing. Er sagte darum zu dem Jungen:

„Willi, du kannst schon in die Klasse gehen; sag den andern, sie sollten alle die Lesebücher herausnehmen und ‚Die Glocke‘ überlesen.“

Willi ging zögernd, aber er ging. Lieber wäre er dabei gewesen, wenn Papa dem Lehrer die Meinung sagte. Etwas bedrückt schob er ab. Als sich die Klassentür hinter Willi geschlossen hatte, sagte Paul Gartmann unter nervösem Mügendrehen:

„Sie haben meinen Jungen gestern verhauen . . .“ Dann kam der energische Zusatz: „Und das dulde ich einfach nicht.“

Der Lehrer lächelte unmerklich, als er fragte:

„Haben Sie Zeit, Herr Gartmann?“

Verständnislos blickte Paul Gartmann den Lehrer an.

„Zeit . . .?“ fragte er gedehnt. „Heute morgen wohl ein bißchen, ich habe Mittagschicht.“

„Das ist ja fein“, meinte der Lehrer. „Da könnten Sie ja mal ein Stündchen mit in die Klasse gehen. Vielleicht sprechen wir dann nachher weiter über die Strafe Ihres Jungen.“

Paul Gartmann stand starr; doch nur einen Augenblick, dann sagte er entschlossen:

„Wird gemacht, Herr Lehrer! Habe ja zwar acht Jahre lang auf der Schulbank gefessen, aber die Stunde Zugabe wird mir ja nicht schaden.“

Bereint gingen sie in die Klasse, und vierzig Dubenaugen blickten neugierig und erwartungsvoll den Lehrer und seinen Begleiter an.

„Hans, rück ein bißchen nach links! — So, Herr Gartmann, wenn Sie sich dort auf den Tisch setzen wollen . . .? In der Sitzbank wird es doch wohl ein wenig eng für Sie sein. — Oder, warten Sie mal! Besser ist doch ein Stuhl, damit Sie in die Klasse hineinschauen können. Nehmen Sie meinen, ich stehe ja doch.“

Paul Gartmann setzte sich forsch auf den Kathederstuhl, während die Jungen leise kicherten.

Der Lehrer zitierte:

„Fest gemauert in der Erden steht die Form, aus Lehm gebrannt . . .“

Und nun befah sich Paul Gartmann die vierzig Dubengesichter in den Bänken vor ihm. Richtige Lausbubengesichter waren das schon. Und wie sie hinter dem Rücken des Lehrers ihre Dummheiten trieben. Welche Geduld der mit der Bande überhaupt hatte. — Nun kuck doch einer den Lämmel von Willi an! Schnitt der doch wahrhaftig Fragen hinter seinem Lehrer. Und jetzt kam er daran und sollte lesen. Richtig!



Wie sollte der auch wissen, wo er lesen sollte, er hatte ja die ganze Zeit nicht ins Buch gesehen. Nun wird der Lehrer ihn gewiß über die Bank legen; geschieht ihm auch ganz recht, dem Flegel. Aber nein! Der Lehrer sagt nur:

„Nun passe besser auf, ich nehme dich nachher noch einmal dran; wenn du dann nichts weißt, bekommst du eine schlechte Note.“

Schlechte Note! Als wenn so ein Bengel um eine schlechte Note etwas gäbe! Durchwischen sollte er ihn lieber!

„Herr Lehrer, darf ich mal 'raus?“ Das war ja der Laufengel. Konnte der nicht zu Hause . . .“

„Geh, aber komme sofort wieder!“ sagte der Lehrer.

Was der doch eine himmlische Geduld hatte.

„Herr Lehrer, darf ich 'raus?“ fragte jetzt Jupp Hussels.

Na, das konnte ja gut werden. Wenn die zwei nicht irgend etwas vorhatten, dann wollte er nicht Paul Gartmann heißen.

Wahrscheinlich, der Lehrer ließ den auch noch gehen mit derselben Mahnung.

Da litt es aber Paul Gartmann nicht mehr auf seinem Stuhl.

„Herr Lehrer, ich möchte auch mal 'raus“, stieß er hervor und damit war er auch schon zur Türe hinaus.

Richtig, am Wasserkran standen die Lauge-nichtse und bespritzten einander mit Wasser. Paul Gartmann faßte mit der Linken seinen Sprößling und mit der Rechten Jupp Hussels und führte sie mit Sturmschritten in die Klasse zurück. Dort legte er seinen Willi übers Knie und versohlte ihm das Hinterleder, wie er es zuvor noch nie so gründlich getan hatte. Als ihm die Luft gänzlich auszugehen drohte, hörte er auf.

„So, Herr Lehrer, da habe ich Ihnen mal ein bißchen geholfen. Schade, daß der andere nicht auch mein Junge ist. Aber ich werde es seinem Vater schon stecken, daß der Ihnen auch ein wenig hilft. — Und nun guten Tag, Herr Lehrer, und besten Dank auch!“

Da stand Paul Gartmann auch schon auf der Straße.

„Beinahe hätte ich eine Dummheit gemacht“, brummte er vergnügt.

## Der Stundenbub

von Albert Erwin Schmitt

Auffeuzend nahm der Kaplan sein Brevier zur Hand, um vor dem Abendbrot noch eine kleine Hore zu beten. Da hatte er sich wieder ein Kreuz aufgeladen mit diesem Stundenbub, dem er die Anfangsgründe der lateinischen Sprache beibringen sollte. Warum plagt man sich nur so ab, wo man doch gar nicht sagen kann, ob die ganze Fuchserlei einmal etwas nützt? Bei solcher Überlegung fiel ihm sein eigener Stundenlehrer ein. Der hatte ja auch dereinst seine liebe Not mit ihm gehabt. Und hatte auch oft geseufzt und doch immer wieder geduldig weitergemacht. Entschlossen schlug er ein Kreuz und begann sein Gebet „für meinen Stundenbub!“

Noch einer seufzte an diesem Abend. Das war der Stundenbub Frizle, der doch auch gerne Kaplan geworden wäre. Seinen staunenden Kameraden erzählte er allerdings einmal, er studiere auf „erzbischöflichen Papst“, wofür ihn manche heute noch auslachen. Nun, die Lateinstunden gaben seinen hochfahrenden Plänen einen starken Dämpfer. Das waren doch heute z. B. wieder ungemütliche Feindseligkeiten gewesen. Wenn das so weiterging, das war ja nicht zum Aushalten. „Entweder zerbricht jetzt bald die Schnupftabakdose des Kaplans oder mein armer Schädel“, dachte er. Denn Dose und Schädel hatten ihre Beziehungen. Der Kaplan teilte „Pfeffernüsse“ aus mit seiner Horn-dose, und die taten verflucht weh. Der Haarschneider durfte auf keinen Fall mehr soviel

wegschneiden bei der nächsten Sitzung. Das könnte sonst eines Tages zu einem Schädelbruch führen. Der Maurer Köbele war auch am Schädelbruch gestorben, als er ein bißchen vom Gerüst fiel, kaum zehn Meter hoch.

Indem er so trübsinnig dahinschob — sollte er überhaupt heimgehen? —, begegnete ihm die Apollone. Sie war die Leichenfrau des Ortes, und Frizle mochte ihre gruselige Erscheinung weniger leiden als einen bissigen Hund. Er war ihr darum auch immer tüchtig ausgewichen. Aber vor lauter Denken hatte er sie jetzt erst bemerkt, als sie schon vor ihm stand. In der Not frist der Teufel Fliegen, und Frizle grüßt die Apollone und lächelt sogar ein wenig süßsauer dazu. Nachher ärgerte er sich natürlich. Dann aber kamen ihm sogar Bedenken, ob er nicht etwa aus Lebensüberdruß wegen seiner Lateinsorgen gegrüßt habe. Weil ihn dieser Gedanke nicht mehr losließ, sagte er am Samstag vorsichtshalber durchs Beichtgitter, er habe Selbstmordgedanken gehabt. Daß der Kaplan den Kopf schüttelte, ärgerte ihn aufs neue. Wenn der wüßte, was so ein Stundenbub durchmachen muß!

Das sah man schon wieder in der nächsten Stunde. Frizle hatte ausnahmsweise etwas Richtiges gesagt, aber der Kaplan hatte nicht aufgepaßt („er hat gedöst“, sagt Frizle bitter) und so hatte er das Richtige falsch gehört. Das hatte zur Folge, daß er den Stundenkegel „anschnauzte“. Frizle hielt den Augenblick für ge-

kommen, aufzutumpfen und maulte: „Das brauch ich mir nicht zu gefallen zu lassen.“ — „Mensch!“ rief da der Kaplan, „nicht zu gefallen zu lassen? Was für ein Hundsdeutsch! Und du willst Latein lernen? Mach, daß du augenblicklich fortkommst, du Barbar! Willst du ein Kerl . . .“ Doch Frigle war schon draußen. Meint ihr, er habe geheult? O nein! Aber er bemühte sich, auf dem schlendernden Heimweg einen gleichmütigen Stoiker zu spielen, obwohl er nicht genau wußte, wie man sich da benehmen muß. Glücklicherweise kamen ihm die Verse aus dem Lesebuch in den Sinn: „Denn ich bin groß und du bist klein.“ Diese begann er unter gutgelungener Nachäffung der Kaplansstimme vor sich herzusagen, und es muß gesagt werden, er fand großen Trost darin. „Denn ich bin groß und du bist klein; denn ich bin groß und du bist klein.“ Ja, ja, da lag der Haas im Pfeffer. Die Großen, die konnten einen halt zwiebeln. „Wenn ich aber einmal groß bin!“ (Frigle, ich fürchte, dann wirst du auch zwiebeln!)

Einem rechten Bub verdirbt man den Appetit nicht so leicht, und so mußten die Bratkartoffel heute abend Frigles ganze Wut spüren. „Hinterunterschließen!“ befahl er sich selbst, meinte eigentlich seine Wut damit, benötigte dazu aber eine solche Ladung Kartoffel, daß die Mutter unter dem Tisch den Vater anstieß. Das sollte heißen: „Gottlob, er mag wenigstens essen.“ So sind halt die Mütter, besonders wenn der Bub anfängt „auf Geistlich studieren“.

Ubrigens (im Bett fiel es ihm ein) hatte ja der Kaplan wundervolle Worte gesagt: „Laß dich nie mehr in meinem Zimmer sehen!“ Was hieß das anderes, als daß die blöden Lateinstunden nun endgültig aufgehört hatten. Nun konnte er endlich wieder wie andere rechtschaffene Buben das Dorf unsicher machen mit seinen Unternehmungen. „Erzbischöflicher Papst“ soll werden, wer mag! Morgen wollte er — na was wollte er eigentlich? — ja so, eine Runkelrübe aushöhlen und sie der Sophiebas mit einer Kerze drin am Abend auf den Gartenzaun setzen und sich in der Nähe verstecken, bis sie zum Milchholen ging und dann brummen. Dann ließ sie wieder die Milchkanne fallen, und er lachte sich tot, das heißt nicht ganz tot, aber doch ziemlich nah dran. Ja, jetzt konnte er wirklich wieder lachen. Es gab ja keine Lateinstunden mehr. Dieses Gespenst war tot. Es lebe das Runkelrübengespenst!

Als seine Ferien so etwa zwei Tage gedauert hatten, wurde die Mutter argwöhnisch. „Frigle, mußt du nicht zum Kaplan?“ — „Nein!“ — „Warum nicht?“ — „Ich hab' heut' keine Stund.“ — „Wann hast denn wieder?“ — „Er hat die Zeit nicht gesagt.“ Dann fand er eine günstige Gelegenheit, das peinliche Verhör abzubrechen, indem er der schwarzen Laße nachsprang, die ihrerseits dasselbe hinsichtlich einer Maus tat. „Denn ich bin groß und du bist klein.“

Aber am andern Tag hatte er Religion beim Kaplan. „Saudumm“, dachte Frigle, „wenn das nur nicht schief geht!“ Natürlich ging es

schief. „Du Lausbub, wann willst du eigentlich wieder einmal in die Stunde kommen; meinst, ich hätte Zeit, dir nachzulaufen?“ — Und am Nachmittag saß er wieder unter den „Pfeffer-nüssen“ und mußte das Rübenhöhlen vorläufig ausfallen lassen.

Dann ereignete sich eines Tages etwas ganz Bedeutsames. Vor dem Gasthaus „zur Sonne“ fiel ein schwerer Dachs durch die morschen Bretterbohlen in das Güllenloch, und das gerade in dem Augenblick, als der Märtyrer Frigle ins Pfarrhaus unterwegs war. Jetzt sagt einmal: wem von euch fällt ein Dachs in die Grube — und er bringt es fertig, in die Lateinstunde zu gehen? Und wenn der Dachs (taurus auf lateinisch) auch nicht gerade ihm eingefallen war, Frigle hielt sich dennoch für verpflichtet, der Vergung des hilflos blickenden Tieres beizuwohnen. Was konnte er schließlich dazu, daß der schwerfällige Stier erst nach dreiviertel Stunden sich herausbequemte! Das Schauspiel war eine Lateinstunde wert. Wenn er bloß daran denkt, wie der Dachs gegen seine Ketten die Zunge herausstreckte, als sie es bei ihm mit einem Strick um den Hals versuchten. Ach, einmal so die Zunge herausstrecken dürfen, ohne bestraft zu werden! Er wollte lieber nicht denken, gegen wen? Die Wahl fiel ihm zu schwer. Der Kaplan — ja so, der Kaplan! Der saß in seiner Stube und wartete bald eine geschlagene Stunde auf Frigle. Seit einer Viertelstunde aber wußte er (zwar nichts von dem Dachsen), aber daß er den Stundenkegel heute einmal in den Senkel stellen würde, daß ihm die Schlampererei ein- für allemal vergehen sollte.



Frigle maulte: „Das brauch ich mir nicht zu gefallen zu lassen.“ —

Aufeinmal klopfte es, und der Fritze ist da. „Scheinheiliger Tropf!“ denkt der Kaplan; denn der Bub macht ein Gesicht, wie wenn es eben sechs Uhr schlagen würde; dabei hat er es doch dem Riechturm nur zugut angesehen, daß es nahe auf sieben Uhr ging. Das Folgende muß kurz erzählt werden, denn es vollzog sich in Sekunden-schnelle. Denkt euch nur: Der Fritze flog heute zum zweitenmal zum Kaplanszimmer hinaus, daß er fast die Schlappen verlor (aber er war barfuß!)

Trotzdem faßte Fritze allmählich Boden in der lateinischen Sprache und in der Kaplansstube. Gott sei es geklagt, daß er zuletzt sogar unglaublich freche Dinge leistete in diesem einst so ehrfürchtig betretenen Raum. Das kam so. Der Kaplan war nicht nur ein Schnupfer, sondern auch ein Raucher. Pfeifenduft (die Haushälterin sagte „Gestank“) umhüllte alle Gegenstände mit großer Zudringlichkeit. Auf ein bißchen mehr oder weniger kam es nicht an. Es konnte aber geschehen, daß der Kaplan seine Pfeife hinlegte und sagte: „Fritze, ich muß zur alten Müllerburgl; sie ist krank. Übersetze diese Seite, bis ich wieder komme.“ Und Fritze übersetzte die Seite; aber fragt nicht, wann und wie. Weit mehr interessierte ihn die Tabakspfeife. Warum sagte der Kaplan auch immer: „Pfeif dir was!“ Er wollte jetzt schon einmal folgen. Da saß denn der gottlose Jüngling und pfiß; nein, er pfeifte. Und als er auf der Nase zu schwitzen begann und ihn des Rauchens genug dünkte, südelte er seine Aufgabe hin. Dann kam der Kaplan und schrieb 5 darunter und wetterte auf den armen Fritze los. Warum auch nur? Hatte er denn nicht gefolgt? Da, schon wieder: „Bürschle, pfeif dir was!“ Ach, er hatte ja so hingebend gepfeift. Und er würde es bei seiner Seel wieder tun, wenn die Walburga Müller nicht bald so oder so gesund würde. Das nahm er sich als Krönung seiner Frechheit vor: er würde es bestimmt wieder tun! O wie oft hatte er Gelegenheit, seinen Vorsatz zu halten!

Eines Tages im Sommer stand ein mächtiges Gewitter am Himmel. Fritze schaute abwechselnd in sein Buch und zu der dicken Brummfliege am Fenster. Aber jedesmal, wenn es blizte, drückte er anderthalb bis zwei Augen zu. Er hatte Angst vor dem grellen Zickzack und dem grollenden Donner da draußen. Plötzlich bekam der Kaplan einen tollen Einfall. Von sei-



... und er nahm die Zensur vom ungedöfnen abzugebenden Brief vor ...

nem Zimmer aus konnte man aufs flache Waschküchendach hinausturnen, nämlich zum Fenster hinaus. Auf einmal befahl er: „Fritze, Buch zu! Auf das Dächle, marsch ab!“ Fritze sah ihn beängstigend dumm an. Der Kaplan aber: „Doch, doch, Latein kannst du noch oft treiben, aber einen anständigen Bliß sieht man nicht alle Tag.“ Und schon schob er ihn vor sich her und stellte ihn Aug in Aug mit dem Unwetter. Mit dem Essen kommt bekanntlich der Appetit, und auf einmal fand der Bub Spaß an dem Blißen, so daß er gar nicht genug kriegen konnte, bis ihn ein Platzregen ins Zimmer zurücktrieb.

An diesem Tag ging er sehr siegesbewußt heim. Er gedachte, seine eben erworbene Furchtlosigkeit bei der nächsten Gelegenheit prahlend anzubringen. Die Gelegenheit kam ein paar

Lage später, als man beim Abendessen saß. Wieder zuckte der Himmel von Blißen und drohnte von Donnern. Seines Erfolges sicher, stellte sich Fritze ans Fenster, und beim nächsten Aufflammen und Bummern lachte er hell auf und rief einmal über das andere: „Menschenskind, sauber, sauber!“ Das war dem Vater denn doch zu dumm, wo man nie wußte, wie so ein Feuerstrahl einem das Häuschen über dem Kopf abbrennen konnte. „Elender Lauser!“ schrie er und ließ eine Ohrfeige auf Fritze niedergehen wie ein Gewitter für sich. Das stob Funken. Fritze meinte später, es sei kein kalter Schlag gewesen und er sei froh, daß der Vater keine eiserne Hand habe wie der Götz von Berslichingen, von dem ihnen der Lehrer erzählt hatte.

So verging, während das Barometer noch oft auf „Niederschlagen“ stand, das Stundenjahr, und es erhob sich die Frage, ob der Übergang aufs Gymnasium wohl gelingen würde. Mit fürchterlichen Farben hatte der Kaplan die Aufnahmeprüfung ausgemalt. Fritze wurde es dabei abwechselnd schwarz und blau vor den Augen und wind und weh in den Gedärmen. Täglich und stündlich sagte ihm der gestrenge Stundenlehrer vor, das gebe „Bruch“; die Mutter daheim redete schon vom Schusterwerden; nur der Vater benahm sich nobel, wie es Fritze dünkte, und sagte gar nichts. Glaubt nun aber nicht, der Stundenkegel habe Angst gehabt. Keineswegs! Nur eine Stinkwut trug er herum, weil er so geschunden wurde und „gar nichts mehr vom Leben hatte“.

Da klappte eines Abends der Kaplan, feierlich wie ein Schlangenschwörer auf dem Jahrmarkt, das Lateinbuch zu und sagte: „Schluß! Ich habe meine Pflicht getan, jetzt kommst du dran.“ Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb, Frizle meinte, einen halben Tag lang. Den Brief legte er in einen Umschlag mit der Aufschrift D. G., was heißen sollte „Durch Güte“. „So, das bringst du ungeöffnet deinen Eltern.“ Dann mußte Frizle niederknien — es dauerte lang, bis er das begriffen hatte —, bekam den Segen und einen roten Kopf, würgte eine Art „Vergeltsgott“ heraus und stolperte aus dem Kaplanszimmer in einem Wirbel von Denken, Etwassagenwollen und Nichtsagenkönnen. Er war zu sehr überrascht, so plötzlich am Ende der selig-unseligen Lateinstundenzeit angelangt zu sein.

Als er draußen die Nütze überziehen wollte, merkte er erst wieder, daß er jenen Brief, ungeöffnet abzugeben, in der Hand hielt. Was stand wohl darin? Sicher nicht viel Gutes! Ob er wohl dafür den Hintern wieder vollbekam? Nein, diesmal nicht, dafür wollte er sorgen. Entweder stand etwas Beruhigendes geschrieben, dann kam es schon an die richtige Adresse; oder es stand ein Schandurteil über ihn darin: dann las außer ihm niemand davon. Soviel stand fest.

Fünzig Schritte vom Pfarrhaus entfernt, sozusagen noch im Bereich der feindlichen Gräben, vor dem Denkmal der Krieger 1870/71, riß er den Umschlag vom ungeöffnet abzugebenden Brief und nahm die Zensur vor. „... und teile Ihnen mit, daß ich keine Befürchtung mehr habe, Ihr Sohn könnte in der Prüfung durchfallen. Ich habe ihm zwar die Arbeit nicht leicht gemacht in den letzten Wochen, aber der Erfolg wird meiner Methode rechtgeben usw.“ Weil es so gelehrt geschrieben war (und geschmiert ist es auch, dachte Frizle), mußte er es noch einmal überlesen, um zu einem Urteil zu kommen. Schließlich war er der Überzeugung: der Brief darf ausgehändigt werden.

Aber jetzt keinen Unsinn machen, nichts merken lassen, darum nichts übereilen! Schön gleichmütig heimtrollen, ein alltägliches Gesicht machen, tun wie wenn nichts wäre und den Brief möglichst wurstig hinslegeln. So tat er denn auch, murmelte etwas von einem „Fetzen“, wurde vom Vater heillos böß angeschielt und suchte sich zu rechtfertigen, indem er grunzte: „Er hätte mir ihn auch in einen Umschlag stecken können.“ — „Wer er?“ — „Der Kaplan.“ — „Der Herr Kaplan, du Lausb.“ — Der Vater brachte das Wort nicht mehr ganz heraus; denn das freute ihn nun doch, was er da las. Darum nahm er die Rede von vornhin freundlicher auf und sagte wie eine späte Antwort:

„Man macht einen Brief nur zu, wenn man dem Boden nicht traut.“ — „Ah so?“ sagte Frizle wie von ganz weit her und dann noch einmal: „Ah so?“

Die Mutter hatte auch eine Freude; aber daß der Bub übermorgen fortmüßte in die Stadt, wo es ein Haus gab für die Studentle vom Land, erfüllte sie mit einem wachsenden Heimweh. Sie seufzte dann und wann, während sie die Handtücher säumte, von denen im Konvikt ein halbes Duzend vorgeschrieben waren, gerade wie auch sechs Servietten und immer wieder sechs andere Dinge mit Ausnahme der Nasentücher, nein Taschentücher, von denen mindestens ein ganzes Duzend gefordert war. Dann nähte die Mutter noch das Monogramme auf die Wäsche: F. G. Beim Zusehen fiel Frizle der Brief wieder ein und wie darauf gestanden hatte: D. G. Das konnte doch nicht das Monogramme des Kaplans gewesen sein. Der hieß doch gar nichts mit D. und G. „Vater, was heißt denn auf einem Brief D. G.?“ Der Vater schielte etwas über Brille und Zeitung, sah den Schwernöter an, wußte sofort Bescheid und sagte mit guter Betonung, das heiße: „Durch Gauner“. Das war Frizles erste Niederlage an diesem Abend, an dem er sich doch ganz als Sieger fühlen wollte.

Nicht lange darauf kam die zweite. Tief sinnig nahm er den Denkerschädel in die Bubenshand mit den viel zu schwarzen Nägeln und sprach mit geheuchelter Lässigkeit: „Es ist doch ein erhabenes Gefühl, wenn man so eine fremde Sprache beherrscht!“ Die Mutter war bereit, den gelehrten Sohn zu bewundern und ihm recht zu geben. Sie streifte ihn mit einem heimwehgefächtigten Blick voll Liebe. Der Vater aber in seiner nüchternen Geradheit wußte gut, was es mit diesem „beherrschen“ auf sich habe. Er ließ sich darum auch kurz und bündig vernehmen: „Quatsch, eingebildeter Aff!“ Frizle bekam darauf einen mordsmäßig roten Kopf, halb vor Zorn, halb vor Scham, und heute nach zwanzig Jahren schämt er sich noch über seinen dummen Stolz von damals. Jener Stunde aber verdankt er die große Ehrfurcht vor seinem strengen Vater, der die Fagen und Flaufen nie leiden mochte, dafür aber unermüdetlich war in gewissenhafter Pflichterfüllung gegen seinen Herrgott und seine Mitmenschen. Jener Stunde verdankt er die Hochachtung vor seiner herzensguten Mutter, die mit den Menschen wenig, mit dem lieben

Gott fast beständig redete. Gemessen an der Lebensleistung der Eltern, kommt ihm sein Lateinlernen mit allem Drum und Dran, das später noch folgte, doch als eine winzig kleine Sache vor. Zum erstenmal keimte ihm dieser Gedanke in der Abendstunde jenes Tages, an dem er zum letztenmal Stundenbub war.





## Das Kirchlein von Goldbach

Skizze von Dr. Hermann Janker

Zu den ehrwürdigsten Denkmälern christlicher Kultur am Bodensee zählt das kleine Heiligtum von Goldbach in der Nähe der Stadt Überlingen. Schon das äußere Bild ist reizvoll: links wandsteil aufragend die Molassefelsen, in deren Inneres sich ein Netz von Gängen, die „Heidenhöhlen“, hineinzieht, rechts der schimmernde und ewig schöne Spiegel des „Schwäbischen Meeres“. Das landschaftliche Bild wäre fast restlos vollkommen, wenn nicht in unmittelbarer Nähe des Kirchleins, das sich ganz an das Ufer vorschiebt, mit brutaler Rücksichtslosigkeit die Eisenbahn sich ihren Weg erzwingen hätte. Mit wieviel stärkerer Lebendigkeit würde der kleine schlichte Bau als Denkmal einer tausendjährigen Geschichte aus der Landschaft heraus zu uns sprechen, wenn man ihm seinen Bewegungsräum nicht so hart angetastet hätte!

Denn zu Goldbach betreten wir frühesten christlichen Boden am See. Das ist geschichtliche Gewissheit, so dunkel auch manche Einzelheit von der christlichen Missionierung rund um das Schwäbische Meer sich darbieten mag. Klar treten aus diesem Dunkel heraus die großen irischschottischen Missionäre Columban und Gall, die von Theudebert II., dem König ostfränkischen Gebietes, gerufen worden waren. Um 610 sind die beiden am See, und Graf Gunzo von Tburninga (Überlingen) erweist sich als ihr großer Gönner. Ob der hl. Gall, der sich im Hochtal der schweizerischen Steinach die später weltberühmt gewordene klösterliche Siedlung schuf, in welcher er 645 als Greis von 95 Jahren

starb, dagegen Gunzos Tochter von der Beessenheit geheilt hat, ist schwer festzustellen.

Langsam vollzog sich in der Folgezeit die Christianisierung der Alemannen, die den feindlichen Franken als Heiden gegenüberstanden hatten. In dem nunmehr christlich gewordenen Volk schafft St. Pirmin, der Gründer der Reichenau, wie ein hl. Bonifatius den festen organisatorischen Aufbau für die kirchlichen Verhältnisse. Nach nur dreijährigem Wirken verläßt er wieder die secumpspülte Insel, und erst im nächsten wie übernächsten Jahrhundert bricht der Sonntag der großen Reichenauer Blütezeit an. Erst da reißt dann auch die Kunst der Malermönche des Inselklosters heran, von der die grandiosen Fresken der Inselkirchen heute noch zeugen, die dazu einen lichten Sonnenstrahl auch in das Kirchlein von Goldbach leuchten ließ.

Die kultischen Mittelpunkte der mählich bekehrten Alemannen werden sehr bescheidene Kirchlein gewesen sein. Eine dieser Frühkirchen ist uns eben im Bau von Goldbach erhalten. Überlingen selbst bekam damals ein eigenes Gotteshaus, da Herzog Gunzo sich taufen ließ. Seine Fundamente sind unter dem heutigen Münsterboden noch nachweisbar und zeigen eine Kirche von etwa gleich einfachen Ausmaßen wie unsere Goldbacherin. Pfarrkirche war ja für Überlingen bis in das 14. Jahrhundert hinein das Gotteshaus im hochgelegenen Aufkirch.

Wenn nun auch allerlei bauliche Veränderungen und Zutaten das Gesicht des Goldbacher Heiligtums umgestaltet haben, so läßt sich trotz-

dem mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß der vordere Langhauskörper, das ist der älteste Teil, bis in das 9. Jahrhundert hinaufreicht. Er zeigt sich als bescheidener rechteckiger Raum mit sehr kleinen Fenstern. Die mäßig hohen Wände wurden damals schon mit Malereien reich geschmückt. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts scheint das Kirchlein durch Erhöhung der Wände und Umbau eines rechteckigen Chores eine bemerkenswerte Erweiterung erfahren zu haben.

Neue Fresken wurden nun an die Wände gemalt: in zwei Reihen übereinander und oben wie unten durch ein prachtvolles Mäanderband abgeschlossen, ein Zyklus von Bildern, die sich noch größtenteils erhalten haben. Fast vollständig ist die Reihe der Apostel noch da, der thronende Christus hinter dem Altar dagegen leider verschwunden. Sonst fanden Darstellung die Wunder Christi: Heilung des Aussätzigen und des Besessenen, die Stillung des Seesturmes und die Erweckung des Jünglings von Naim. Alles in gleichgroßem Gehabe und in ernstster Feierlichkeit wie zu Reichenau-Oberzell, so daß neben anderen Anhaltspunkten auch der stilistische Vergleich dazu drängt, dieselbe Künstlerhand für beide Orte anzunehmen. Mit gleichgroßer Macht und Eindringlichkeit sprachen hier wie dort die Wandfresken von der Majestät des neuen Herrn Jesus Christus zu den neugewonnenen Kirchenbesuchern. Insbesondere mag die Szene nach-

haltig auf jene Seeanwohner gewirkt haben, in welcher Christus mit einer einzigen Bewegung seiner Hand den sturmdurchwühlten See zur Ruhe zwingt. Jesus Christus, dem ihre Stammesgenossen Windhere und Jhlepturg auf dem Bilde der Chorbogenwand tiefe Huldigung darbrachten.

Heute ist der hl. Papst Silvester der Patron des Goldbacher Kirchleins. Da Reichenau sehr früh Reliquien dieses Heiligen besaß, könnte ihm schon ursprünglich unser Gotteshaus geweiht gewesen sein, wie Martinus, Priscianus oder Marcianus, andere Patrone und Heilige auf dem Chorbogenbild, durch Reliquien im Inselkloster vertreten waren. Auf jeden Fall ist St. Silvester durch eine prachtvolle hochgotische Steinplastik für unser Kirchlein in schönster Weise erhalten.

Als das Mittelalter zur Neige ging, erfuhr das Goldbacher Heiligtum noch einmal Veränderungen durch Verlängerung des Langhauses, Erhöhung des Chorbogens und Einsetzung großer Epistbogenfenster. Damals hat man auch das große Werk der Reichenauer Malerschule übertüncht. Erst die neueste Vergangenheit (1899 und 1904) hat Kirchlein und Wandfresken wieder würdig instandgesetzt und dem „stummen Zeugen der Geschichte eines Jahrtausends am Bodensee“ den Mund zu eindrucksvollster Sprache wieder geöffnet.

## Leopold Mutter ein Bildhauer aus dem Nötzenwald

*Lebnsbild von Jakob Ebner*

„Die Brüder an der Alb“, wie die ersten St. Blasianer in alten Schriften genannt werden, waren nicht bloß fromme Beter, arbeitsfreudige Bodenspioniere mit Axt und Hacke, sondern auch geschickte Holzschnefer. Eine alte Blasianische Chronik schreibt: „Die frommen Brüder St. Benedikti haben, um sich zu ernähren, auch weltliche Arbeit treiben müssen. Sie schnitten und drehelten verschiedenartige Holzwaren, ein jeglicher nach seiner Vermögenheit, trugen sie ins Rheintal hinaus und erwarben ihren Unterhalt dadurch.“ Von ihnen lernten die dünnbesäten umliegenden Schwarzwälder Kunstgriffe zu neuen Sachen und Säckelchen mit Hand- und Ziehmesser und Drechslermeißel. Nach einer alten Aufzeichnung schnurten da und dort in Strohhäusern in der Einöde des Todtmoosbaches aus Holz gefertigte Räder und Rädchen, die mit Hanfseilen verbunden und durch Treten bewegt wurden; an den Drehbänken flogen beim angelegten blanken Meißel die Drehspäne summend und brummend durch die Werkstatt. Jedes Holzstück, das eine neue Form erhalten sollte, verbreitete einen eigenartigen Holzduft. Es war eine Freude, bei den fallenden Schneeflocken oder bei den kaltflimmernden winterlichen Sternen zu küfern, zu drehfeln, zu wagnern und zu schnitzen. Bis zum Dreißigjährigen Krieg trug der Schwarz-

wälder fast ausschließlich leinene und wollene Kleider. Jede Gemartung und jeder zusammenhängende Hof hatte eine eigene Schafweide. Auf der besten Ackerflur blühte blau der Flachs und wogte im Wind der langstengelige Hanf. „Hausgemacht“ war ein Lobwort nicht bloß für die Würste wie heute, sondern vor allem für die Wäsche und die Kleider. Auch in dem Holzhaus des Tanners oder Tagelöhners surrte den Winter hindurch das Spinnrad und drehte sich in weitem Kreis der Haspel, beim Hausweber klapperte zur Winterszeit bis in das Frühjahr hinein der Webstuhl, und Stück um Stück wurde abgeliefert, damit das grobe Tuch gebleicht werde auf der grünen Wiese beim Licht der Sonne. Da hatten die Draier, Bäschler und Allesflicker (Allesbuezer = Albiez) keine Not. Es schneite Stäbeler, Bazgen, Rappen, Kreuzer, ja sogar Butter, Speck, Birnen und Apfel in das kinderreiche Strohhaus. Auch in der strengsten Winterszeit fehlte Nahrung und Kleidung nicht für die große Kinderschar. Der Dreißigjährige Krieg mit seinen wüsten Räubereien und rohen Verheerungen machte im Schwarzwald der Weide und der Schur der Schafe fast ein Ende. Um 1680 hielt die Baumwolle von der Schweiz her ihren Einzug in den Schwarzwald. Im Haussteinischen liefen von jetzt an zahlreiche Spinnräder um den